Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 208 (1935)

Artikel: Der gefrässige Domino
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657796

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ihr wie Himmelsmusik. Sie legte die Arme auf den Tisch und faltete die Hände. Aber bald sank ihr Kopf wieder vornüber und barg sich in den Händen. — Die Katze hatte den Teller geleert und begann wohlig zu schnurren, bis sie sich lang ausstreckte, den Leib eng an den weißen Scheitel geschmiegt.

Nun wurde es still in der Küche. Ein wenig flackerte das Licht. — Die Katze atmete hörbar laut. — Durch das kleine, schmale Fenster glitt schwache Sternenhelle. Flüsternder Wind strich durch schweigende Bäume. —

Die Nacht, in der Ursula Steigers unerschütterlich ringender Wille alle Fesseln irdischen Daseins sprengte und ihre Seele sich zu den Sphären ewigen Lichtes erhob, wo es ihr vergönnt war, in das strahlende Auge der Ewigkeit zu schauen, war still und schön. —

Zwiegespräch.

„Mini Frau ischt krank, ond jetzt leb i all zwöschet Forcht ond Hoffni." — „Bi wem tuescht toktere?" — „Bi öserem." — „Jo — denn chascht Hoffni haa; er häd mi Wyb sälig au in Hände ghaa."

Beim Ausverkauf.

„Ist denn die Seide zu dem Kleid auch wirklich haltbar?" — „Gnädige Frau, das Kleid können Sie bis zu Ihrem Tode tragen, und dann können Sie sich immer noch einen Unterrock daraus machen lassen!"

Gut gegeben.

Der Stationsvorstand hebt den Befehlsstab, was vom Maschinenführer nicht sofort beachtet wird. Ein Passagier, zum Zugführer: „De schloft meini det vore." — Zugführer zum Passagier: „Nei de schloft ned, hebed Er nur de Chopf ine, er gsed ned vöre weg Eure Ohre."

Entfettung.

„Also, Ihr Mann, Mrs. Webb, macht eine Entfettungskur? Wirkt sie?"

„Großartig, Mrs. Jones. Er hatte doch auf der Brust ein Kriegsschiff tätowiert. Das ist jetzt ein Rettungsboot."

Der gefräßige Domino.

Einer Anekdote nacherzählt.

Das war zu der Zeit, da die Marquise von Pompadour, die geborene Jeanette Poisson — zu deutsch Hannchen Fisch — den König und mit ihm ganz Frankreich nach ihrer Pfeife tanzen ließ. Beim launischen Sinn der hohen Dame kam es oft genug vor, daß ein falscher Ton in die lustige Weise hineingeriet. Dann war die Pompadour schlecht aufgelegt, und der König mußte es büßen, wurde vielleicht gar auf halbe Ration gesetzt.

So stand es auch heute, wo doch Karneval war und alle Menschen, die noch den Mut dazu hatten, lustig und vergnügt hätten sein müssen. Vom Volk verlangte man so etwas längst nicht mehr. Das tat seine Pflicht, wenn es Steuern zahlte und seine Söhne in den Krieg gegen die Preußen schicken ließ. Aber der König wollte sich amüsieren, und so suchte er nach einem Ausweg, der ihm gleichzeitig wieder die gute Laune und die Gunst der Pompadour sicherte.

Er fand ihn. Wie war es mit einem Maskenfest zu Ehren der Marquise, mit einem Maskenfest, so glänzend, wie es noch kein Hof gesehen hatte?

Die geborene Poisson war schon vor ein paar Stunden zur Erkenntnis gelangt, daß sie bei allem ihrem Einfluß den König doch nicht zu lange zappeln lassen durfte, und so geruhte sie, den Plan gutzuheißen. „Nur um eine Vergünstigung bitte ich," sagte sie in heuchlerischer Ergebenheit, „gestatten Sie, daß ich zu meinem Maskenfest Einladungen ergehen lassen darf, und fragen Sie nicht vor der Demaskierung, um wen es sich alles handelt." Ludwig sagte mit Freuden zu.

Das Fest war glänzend, das Mahl ein hohes Lied auf die Kunst der Köche seiner Allerchristlichsten Majestät, und die Gäste benahmen sich nicht zimperlich, langten ordentlich zu. Da war besonders ein roter Domino, der sich redlich gütlich tat. Er saß oben an der Tafel, nicht weit vom König auf einem der besten Plätze, und so schloß Ludwig, daß es einer von den Gästen sein mußte, die ihre Einladung der Pompadour verdankten. Durst und Appetit des Fremden

waren gesegnet, und als der rote Domino einmal aufstand und zum Saal hinaus verschwand, da konnte sich der König denken, wohin es ihn trieb.

Übrigens schien die Sache nicht schlimm gewesen zu sein, denn nach fünf Minuten saß der Rote schon wieder an seinem Platz, aß und trank, als wollte er sich auf die lange Fastenzeit vorbereiten. „Ein tüchtiger Kerl!" dachte sich der Enkel des Sonnenkönigs. „Wenn die Pompadour verlangt, daß ich dem eine Hauptmannsstelle gebe, will ich es gern tun. Der wird schon deshalb gegen den Feind vorgehen, damit er nur die Küchenwagen des Braunschweigers erobern kann."

Während der König den Gedanken gerade beendete und sich selbst über seine Staatsklugheit wunderte, mußte der rote Domino schon wieder verschwinden. „Kein Wunder!" dachte sich Ludwig und war gespannt, wie lange es wohl jetzt dauern mochte, bis der Gast wieder kam.

Fünf Minuten wie das vorige Mal. Nun war der König schon neugierig, was der Rote jetzt wohl beginnen würde. Die Allerchristlichste Majestät wunderte sich: Der Mann hieb in das Essen hinein, als hätte er drei Tage gefastet. Eine Hühnerpastete verschwand zwischen seinen blanken Zähnen, als wenn es ein Aprikosentörtchen gewesen wäre, und das Glas war alle Augenblicke leer. Da rieb sich König Ludwig XV. staunend das Kinn: „Den Mann mach' ich zum Oberst, wenn die Pompadour es haben will." Die Majestät neigte sich gut gelaunt zur Marquise hinüber und flüsterte ihr ein paar Liebenswürdigkeiten zu.

Als der König wieder aufsah, war der Platz des Roten leer. Doch schon ein paar Minuten später kam der Domino wieder herein, groß und stattlich, durchaus nicht mitgenommen von seinen häufigen Patrouillengängen, setzte sich und hieb von neuem ins Essen ein. Der König staunte. Er konnte selbst eine gehörige Portion vertragen, wie der Bauch unter seiner Sultansweste bewies, aber gegen diesen Roten war er ein Stümper. Der Mann mußte Generalintendant bei der Armee Broglie werden; dann sorgte er schon aus eigenem Interesse dafür, daß ordentlich requiriert wurde. „Marquise," sagte der König anerkennend zu seiner Nachbarin, „der Gast, den Sie uns da zugeführt haben, ist köstlich!"

Im gleichen Augenblick stand der Rote wieder auf. Er hatte ein wenig Mühe dabei, und der König dachte: „Jetzt kann er mit dem besten Willen nicht mehr."

Um so verdutzter war die Allerchristlichste Majestät von Frankreich, als der Domino nach ein paar Minuten wieder eintrat, frisch und munter, sich an seinen Platz setzte und von neuem einzuhauen begann. Zehn Minuten lang sah ihm der König staunend zu. Doch als der Rote nach der dritten Schüssel langte, da stand Ludwig XV. zur Verwunderung aller Gäste auf, ging um den Tisch herum, trat hinter den Stuhl des Dominos und riß ihm plötzlich die Vermummung ab: „Ich will doch sehen, wer hier fressen kann wie eine Kompanie Schweizergarden!"

Das königliche Wort paßte — wie natürlich immer — ganz wundervoll. Denn unter dem Domino kam die Uniform eines Schweizergardisten zum Vorschein, und die Maske fiel von einem derben Gesicht. Der König wurde blaß: „Ein Soldat an meinem Tisch!" Er sah zur Pompadour herüber, weil er sich darauf besann, daß er die Marquise nicht kränken durfte. Doch die schüttelte nur verwundert den Kopf. Sie hatte mit dem Mann nicht das Geringste zu tun, verstand die Sache selber nicht.

So konnte der König unbedenklich Gericht halten: „Wie kommst du in den Domino und an meinen Tisch?" — „Wie meine Kameraden vor mir auch, Majestät. Wir haben uns abgelöst. Der Jürgen Bechli stand gerade draußen vor der Treppe Posten, da kommt so ein feiner Herr im roten Rock herunter aus dem Saal, ist ganz blaß, stolpert und fällt ihm bald in die Arme. Wir haben ihn gleich beiseite geschafft, weil wir sahen, daß er zuviel gegessen und getrunken hatte. Und dann ist einer auf den Gedanken gekommen, hier drinnen gäb's doch so viele gute Sachen und wir dürften nur von weitem daran riechen, und wie es wohl wäre, wenn einer von uns nach dem anderen den roten Rock anzöge und die Maske vorsetzte, hineinginge anstatt des feinen Herrn und sich einmal in seinem Leben satt esse. Denn, Majestät, in der Kasern' gibt's halt nie genug."

Der König schnappte nach Luft: „So seid ihr vier oder gar fünf gewesen, nacheinander hier im Saal!“ — „Ja, Majestät, und fünf von uns warten noch.“

Die Allerchristlichste Majestät von Frankreich wollte schon ein paar von der adeligen Gendarmenkompanie kommen und die Schweizer abführen lassen. Aber dann fiel ihm ein, daß er sich heute nicht ärgern wollte und daß er selbst der Blamierte sein würde, wenn es hieße, die Schweizergarden des Königs müßten hungern. So ließ er den roten Domino laufen und schickte einen Offizier mit zur Kaserne mit einem verflucht eisigen Gruß an den Kommandeur, der solle dafür sorgen, daß die Schweizer es nicht wieder nötig hätten, sich an der Hoftafel heimlich durchzufressen.

Dann setzte er sich wieder neben die Pompadour, und das Fest ging weiter. Doch plötzlich fiel dem König der Gast ein, der ursprünglich im roten Domino gesteckt hatte: „Marquise, wer war es denn und was ist aus ihm geworden?“ Die geborene Poisson hob mit königlicher Gebärde den Kopf: „Majestät, es lohnt sich nicht, daß Sie den Namen des Schwachkopfes erfahren. Ich trage dafür Sorge, daß er seinen Rausch in der Bastille ausschläft und dort ein paar Wochen Zeit hat, sich zu überlegen, wie man sich an der Tafel des Königs zu benehmen hat.“

„Wundervoll!“ schnalzte der König anerkennend. Und dann genehmigte er in Bausch und Bogen die Pfründen, wie die Pompadour sie für ihre Günstlinge erbat. Dabei merkte er gar nicht, daß auf der Liste der Marquise auch einer stand, der nicht mehr im Saal war: der gefräßige Domino.

Das Geschenk.

„Warum hast du dich entlobt?“ — „Weil mir mein Bräutigam etwas geschenkt hat.“ — „Das ist aber ein komischer Grund!“ — „Hör' nur erst! Kürzlich standen wir vor einem Juwelierladen, und da sagte ich, er könnte mir auch mal was für meine Hände oder meinen Hals schenken.“ — „Und?“ — „Am nächsten Tag brachte er mir eine Schachtel voll Seife!“

Ein „Beruf“ verliert an Rentabilität.

Man hat das oft im Kino gesehen: Die traumzarte Lady, die eben noch dreißig Meter Filmband lang ihr Puppengesichtchen mit routinierter Nachlässigkeit gepudert hat, setzt sich eine Minute später mit kalter Ruhe vor den Steuerknüppel eines Sportflugzeuges und rast davon — möglichst im Schneesturm — über Meere und Kontinente, um den Verleumder ihrer Ehre mit dem Magazin ihres Brownings zu züchtigen. Oder auch: ER, der große Held, der Abgott aller Frauenherzen, läßt sich durch seinen messerscharf gezogenen Scheitel und sein unter die Nase gezirkeltes Schnurrbärtchen nicht beirren, er setzt in seinem kleinen Sportauto im Hundert-Kilometer-Tempo dem verwegenen Unterwelthäuptling nach, rammt auf offener Straße das Verbrecherauto, daß beide Wagen nur so durch die Luft wirbeln, zerrt — selbstverständlich unversehrt geblieben — den ruchlosen Schurken aus dem Trümmerhaufen und übergibt ihn lächelnd der staunend herbeigeeilten Polizei.

Ja — —, so und nicht anders war das Leben! Wenigstens in einer einstmals beliebten Art von Sensationsfilmen, die sich das Kinopublikum aller Länder jetzt bis zum Überdruß sattgesehen hat.

Und diese Geschmackswandlung hat einem seltsamen Beruf entscheidend den Genickfang gegeben, den sogenannten „Doubles“. Man darf wohl als bekannt voraussetzen, daß niemand mehr der Meinung war, der „Held“ im Film sei Preistänzer, Boxmeister, Flugkünstler und Autozusammenstößler in einer Person gewesen. Er war höchstens das erste, für die anderen Spezialitäten, bei denen der gefeierte Star seine Knochen hätte zu Markte tragen müssen, mußte meistens die Filmgesellschaft sich ihre Leute halten. Diese Leute, die sogenannten „Doubles“, lebten davon, daß sie dem Star möglichst ähnlich sahen und sich für ihn in handlungsmäßig vorgeschriebene Situationen begaben, die jede Versicherungsgesellschaft berechtigt hätten, fristlos die Lebensversicherung aufzukündigen.

Einstmals, als die knalligen, nervenkitzelnden Situationen vor allem beim amerikanischen Kinopublikum besonders heiß gefragt waren, hatten